

Stand und Aufgaben der volkskundlichen Tätigkeit in Württemberg

Von Helmut Dölker

Was Männer wie Friedrich David Gräter, Ludwig Uhland, Ernst Meier, Anton Birlinger oder Michael Richard Buck erkundet und erkannt, was sie gedacht, geschrieben und gepredigt haben, ist in ihrem Heimatland auf fruchtbaren Boden gefallen. Nicht große Breiten konnten und wollten sie obenhin bestellen, sondern auf schmalen Feldern in die Tiefe pflügen. Deshalb haben sie keine unübersehbare Zahl von Jüngern nach sich gezogen. Zum Glück nicht, möchte man sagen; denn Volkskunde von großen Massen betrieben kann nicht zu der ihr gemäßen Tiefe kommen. Auch bloße Begeisterung für das Fach und Freude an seinem Inhalt genügen nicht dafür. Wissenschaftlicher Ernst, umfassende Kenntnisse und menschliche Reife müssen den Forscher ein Ziel erkennen, beharrliches Streben es erreichen lassen – wie in der Wissenschaft überhaupt, so auch in der Volkskunde. Diese Eigenschaften sind aber jeweils nur wenigen verliehen.

Mit der Sage, mit dem Lied, mit Sitte und Brauch, mit Sprache und Namen, mit Glauben und Aberglauben hatten sich jene beschäftigt, und die von ihnen ausgestreute Saat ging auf, am reichsten und für die Öffentlichkeit am ehesten sichtbar etwa im Schwäbischen Wörterbuch. Sind es hier Adelbert von Keller, Hermann Fischer und Wilhelm Pfeleiderer, welche die Leistung vollbracht haben, so klingen auf anderen Teilgebieten der Volkskunde die Namen Karl Bohnenberger, Rudolf Kapff, Heinrich Höhn. Von den Grundsätzen jüngerer Wissenschaft ausgehend und mit ihren Methoden vertraut, haben sie planvoll und geschickt gesammelt und kenntnis- und gedankenreich dargestellt, was im Land umher an altem Volksgut noch greifbar war. Bei weitem nicht alles ist veröffentlicht, was sie zusammengetragen haben, und leider steht das Gedruckte an Stellen, die schon früher im allgemeinen nur dem Gelehrten zugänglich waren, heute fast überhaupt nicht mehr erreichbar sind.

Durch die fruchtbare Tätigkeit aller Genannten waren in Württemberg die geistig Führenden immerhin darauf aufmerksam geworden, was Volkskunde sei, und daß die Werte, mit denen sie es zu tun habe, zum Besten des Volks nicht übersehen werden dürften. So ist es verständlich, daß man hier sogar den Gedanken einer staatlichen Pflegestelle aufnahm, für die Peter

Goeßler eintrat und der er Anschluß und Unterkunft beim Landesamt für Denkmalpflege bereit hatte. Wie diese „Abteilung Volkstum“ entstand, wird an anderer Stelle des vorliegenden Heftes gesagt. Hier ist ein Wort über ihre grundsätzliche Bedeutung, ihre Aufgaben und ihre Tätigkeit am Platz.

In Württemberg konnte nun also Volkskunde in amtlichem Auftrag getrieben werden; August Lämmle wurde zum Leiter des neuen Amtes bestellt. Von diesem Mittelpunkt volkskundlichen Tuns aus ging die Anregung an die Helfer und Mitarbeiter im Land, das volkstümliche Gut aufzunehmen und an das Archiv des Amtes zu geben. Dort sollte es bewahrt und, soweit möglich, für die wissenschaftliche Verwertung zubereitet werden. Diese nehmende Seite wurde ergänzt durch eine gebende: von der Abteilung Volkstum sollten auf Grund ihrer Einsichten in den Stoff, wieder über die Helfer und Mitarbeiter, Einflüsse auf die Pflege des volkstümlichen Lebens ins Land hinausgehen. In den Dienst der Sache stellte sich bald auch die Monatsschrift „Württemberg“.

Bei der Beschränktheit der Mittel und der Kräfte ist es erstaunlich, was zusammengebracht und geleistet wurde. Der Überlieferung entsprechend baute August Lämmle, was die Sammlung betrifft, die Gebiete des Volkslieds, des Segen- und Heilspruchs und der Flurnamen vor anderem an, und er gab seinen Rat in unzähligen Fragen der Forschung und der praktischen Volkstumspflege – von der Veranstaltung von heimatlichen Festen und von Trachtentagen bis zum Spiel auf der Laienbühne.

Den Anstoß zu ausgedehnten Aufnahmen auf dem Weg über den Fragebogen, vor allem über Sitte und Brauch und Gegenständliches, gab von außerhalb des Landes her die Schaffung des „Atlas der deutschen Volkskunde“. Dadurch entstand bei der Abteilung Volkstum ein weiterer wertvoller Archivteil für Material aus Württemberg und Hohenzollern, und dieser wurde bald auch noch ergänzt durch reiche Gaben ähnlicher Art aus der Hand Karl Bohnenbergers in Tübingen.

Zusammenfassend läßt sich sagen: in den zwanziger Jahren und zu Beginn der dreißiger Jahre stand die volkskundliche Tätigkeit im Land auf dem festen Grund, den ihre großen Vertreter im 19. Jahrhundert geschaffen hatten; eine amtliche Sammel- und Pflege-

stätte von bescheidenem Ausmaß diene ihr, und da und dort hatte sie zuverlässige, fleißige Helfer. Im überkommenen Sinn beschäftigte sie sich mit der Aufnahme und Sammlung vorwiegend des Vergangenen und Vergehenden, dabei wiederum vorwiegend im ländlich-bäuerlichen Lebenskreis. Abgesehen von der philologisch betriebenen Flurnamen- und Mundartforschung durch Bohnenberger und seine Schüler, von der auch für die Volkskunde manches Brauchbare abfiel, und abgesehen von der Sagen- und Namenforschung Rudolf Kapffs, abgesehen auch von der monographischen Bearbeitung einzelner Oberämter in den Oberamtsbeschreibungen 2. Auflage durch Karl Bohnenberger fehlte es so gut wie ganz an wissenschaftlichen Arbeiten volkskundlicher Art.

Die Jahre des Nationalsozialismus brachten die vollwertige Vertretung der Volkskunde an der Universität Tübingen, ihre Pflege an der Lehrerhochschule und ihre allerdings nicht immer sachverständige Ausbreitung in weitere Kreise. Für die einheimische Forschung und die allgemeine volkskundliche Tätigkeit trug alles zusammen leider wenig Frucht. Diese erlitt dazuhin gegen Ende der dreißiger Jahre dadurch schwere Einbuße, daß August Lämmle in den Ruhestand trat und somit die staatliche Pflegestelle verwaiste. Der Krieg brachte ohnehin alle Tätigkeit vollends zum Stillstand.

Nach 1945, als der „Landesstelle für Volkskunde“, wie das Amt seit der Arbeit für den Atlas der deutschen Volkskunde heißt, wieder ein Leiter bestellt wurde, zeigte es sich rasch, daß es beim Neuanfang nicht bloß darum ging, den Faden da aufzunehmen, wo er einige Jahre zuvor fallengelassen worden war. Zwar gab es keine Zweifel darüber, daß alle begonnenen Sammlungen mit Kraft fortzuführen seien und daß vor allem die Arbeit für das Württembergische Flurnamenarchiv so rasch wie möglich wieder in Gang gebracht werden müsse. Aber daneben drängte sich mit Macht die Frage auf – und das nicht etwa nur in Württemberg! –: haben wir in der Entwicklung nicht eine Grenzlinie überschritten? Ist es möglich, noch so weiterzumachen, wie es um die Zeit des 1. Weltkriegs geboten war? Haben sich die Verhältnisse nicht so sehr geändert, daß die Fragestellungen von damals nicht mehr die einzig gültigen sind? Den kritischen Einwänden der Gegner, die Volkskunde sei lebensfern und diene nur dem gefühlvollen Rückblick auf das Vergangene, schaffe einen rosafarbenen Dunst der Unwirklichkeit und könne deshalb ernstlich nicht mehr vertreten, in ihrem Tun nicht mehr gerechtfertigt werden – diesen Einwand mußten und müssen sich die Volkskundler nunmehr selbst machen.

Damit ist der Bericht über den Stand der volkskundlichen Tätigkeit in Württemberg – wiederum: nicht nur in Württemberg – zu Ende; denn was von der durch die Unsicherheit veranlaßten Besinnung über die Lage zu sagen ist, hat es nur mit den „Aufgaben der volkskundlichen Tätigkeit“ zu tun.

Die „Volkskunde“ in Württemberg läßt sich nicht losgelöst von der allgemeinen Volkskundeforschung (auch über das deutsche Sprachgebiet hinaus) betrachten und betreiben. Sie muß teilnehmen an dem Streben nach neuer Klärung der Grundbegriffe und der Bezeichnungen, nach neuer Abgrenzung gegen die Nachbarwissenschaften, nach Erkundung der zahlreichen Überschneidungen mit diesen, der gegenseitigen Bedürfnisse und Möglichkeiten. Die Kongresse nationaler und übernationaler Prägung geben ein Bild von der herrschenden Unruhe. Für die Deutschen eröffnete der Verband deutscher Vereine für Volkskunde im vergangenen Jahr die Besprechung der Fachvertreter mit seiner Tagung in Jugenheim an der Bergstraße¹. Eine bessere Zusammenfassung des Wesentlichen, als sie das Telegramm bietet, das Theodor Heuss als Schirmherr des Kongresses den Teilnehmern zur Begrüßung schickte, läßt sich kaum finden. Es lautet: „Der wissenschaftlichen Volkskunde sind heute neue und schwere Aufgaben gestellt, da die Erforschung und Darstellung des Gewesenen und Überlieferten mit der Erkenntnis einer aus gewandelten Voraussetzungen genährten Entwicklung sich durchdringt. Dabei sollen realistische Nüchternheit und einfühlsame Phantasie sich begegnen.“

Wir erkennen, daß der Krieg von 1914–1918 im volkstümlichen Leben – auch unseres Landes – in vieler Hinsicht den Abschluß des Alten und den Beginn des Neuen bedeutet und daß dies in folgerichtiger Entwicklung zum Zustand von heute geführt hat. Die alten Bindungen der Gemeinschaft, ohne die es gesundes volkstümliches Leben nicht geben kann, sind weithin aufgelöst, aufgelöst bis zu ihrem tragenden Grund, dem Volkstum selbst. Vor unseren Augen bildet sich dieses aus Einheimischen und Verpflanzten aller Art neu. Unter solchen Umständen ist nicht zu erwarten, daß sich das altüberkommene Gut (Gegenständliches und Nichtgegenständliches) noch an vielen Stellen einigermaßen unversehrt greifen lasse. Alles, was noch vor einem Vierteljahrhundert aufgenommen werden konnte, ist bereits zur historischen Quelle geworden, auch die Aufnahmen für den Atlas der deutschen Volkskunde. Die Voraussetzungen haben sich gewandelt! Und dabei ist dieses erstaunliche (übrigens noch nicht abgeschlossene) Werk des Volkskundeatlas noch keineswegs wissen-

schaftlich ausgenutzt und verwertet! Unzählige lokkende Aufgaben der geschichtlichen Volkskundeforschung – auch für Württemberg – liegen hier vor. Das Nebeneinander der Kartendarstellung zwingt zur Vertiefung in sein Werden, das heißt, der Triumph der geographischen Methode und der Karte ruft den Historiker auf den Plan. Da verlaufen – es seien nur wenige Fälle aus Württemberg angezogen – die Abgrenzungen zum Beispiel der Wörter zur Benennung des weltlichen Erntefestes (Sichelhenke, Niederfallet, Erntegans, Abschnaidbier, Schnitthahn) oder der Erscheinung des Fastenfeuers oder der Heiligengestalten am Martins- bzw. am Nikolaustag oder der Gesindewechseltermine teilweise so eigenartig, daß sie ohne die geschichtliche Erklärung unverstanden bleiben müssen. So gut wie in allen Fällen steht diese aber noch aus; und doch müßte auch dem Historiker daran gelegen sein, zu erfahren, welche Anregungen und Hinweise ihm die Volkskunde etwa im Hinblick auf Territorialgrenzen, auf Kulturmittelpunkte und -räume und ihre Ausstrahlungen und für die Kenntnis des volkstümlichen Lebens früherer Jahrhunderte geben kann.

Immer bewegt sich damit das Gespräch aber noch um das Vergangene. Die Volkskunde wird sich „die Erforschung und Darstellung des Gewesenen und Überlieferten“ auch stets angelegen sein lassen. Aber sie darf dabei die „gewandelten Voraussetzungen“ nicht übersehen und weiß, daß sie im Augenblick keine wichtigere Aufgabe haben kann als die, die Formen des volkstümlichen Lebens des gegenwärtigen Alltags als Ausprägung und Zeugnis des Wandels im Volkstum zu beobachten und aufzunehmen. Diesen Wandel erleben wir mit; wir stehen selbst mitten darin.

Glücklicherweise gibt das Schicksal nicht jedem Geschlecht die leidvolle Möglichkeit, selbst mitwirkender Zeuge der Neubildung des Volkes und der volkstümlichen Kultur zu werden, die Mischung der volkstümlichen Güter aus allen Gebieten des Lebens auf den verschiedenen Stufen der Anziehung und der Abstoßung, des Ausgleichs und der Vernichtung mit ansehen zu müssen. Da die Wissenschaft ihre Aufgabe erkennt, wäre es ein Vergehen gegen die künftige Forschung, wenn sie sich nicht mit allen Kräften und Mitteln (unter voller Ausnützung auch der technischen) bemühte, ihr einwandfreie Beobachtungen und Aufnahmen zu schaffen und zu hinterlassen. Es wäre ihr nicht bloß eine Aufgabe, sondern eine dringende Pflicht, auf längere Zeit hin etwa alle drei bis fünf Jahre regelmäßig Aufnahmen durchzuführen, um Kraft, Art, Tiefe und Zeitmaß der Durchdringung festzustellen. Die Probleme werden je nach Land-

schaft und angestammtem Volkstum auf der einen Seite, nach Wesen und Stärke des Andringens von außen her auf der anderen verschieden sein, und die Ergebnisse einer solchen Untersuchung in Württemberg würden sich wohl nicht unwesentlich unterscheiden von denen etwa in Schleswig-Holstein oder in Bayern. Gerade dadurch aber hätten sie allein schon wieder hohe Bedeutung für die Volkskunde, ganz abgesehen von dem sachlichen Ertrag im einzelnen.

Mit einem Schlag hat die Zeit die Fragen der volkskundlichen Forschung und Tätigkeit neu gestellt. So zahlreich, so gewichtig und vor allem so dringend sind die Aufgaben, daß es schwer ist, ihre Lösung überhaupt für möglich zu halten und daran zu glauben. Selbst wenn die Mittel in reichem Maße zur Verfügung stünden – bedauerlicherweise tun sie es vorerst noch nicht –, wären dann die geeigneten Kräfte zur Hand? Nicht jeder, auch wenn er guten Willens ist, wird bei so schwierigen und wenig herkömmlichen Aufgaben zum Ziel kommen. Mancher wird es kaum fertigbringen, sich von aller Voreingenommenheit (psychologisch wohlverständlich) des Mitlebenden für die eine oder die andere Partei frei zu machen. „Realistische Nüchternheit und einfühlsame Phantasie“ müssen sich in diesem Fall nicht erst bei der Auswertung, sondern schon bei der Beobachtung und Sammlung begegnen. Trotz allem wird man an der Aufgabe nicht verzweifeln dürfen. Sie ist zu einzigartig, und sie verspricht zu hohem Gewinn, als daß man dafür nicht alles tun müßte, was man, auch in bescheidenem Maß, nur kann. Welche Einblicke in das Werden und Wachsen eines Volks und seiner Kultur müßten sich daraus ergeben! Welche Bereicherung für die Erforschung früherer Volksmischungen!

Nicht bloß psychologische Eignung, auch ein hohes Maß von vielseitigen Kenntnissen setzt die Arbeit voraus. Sie wird sich zu befassen haben mit allen greifbaren wie mit allen ungreifbaren Gütern, unter diesen wesentlich mit der Sprache – vielleicht noch mehr vom volkssprachlichen Gesichtspunkt als vom philologischen aus –, mit Sage und Erzählung, mit Kindervers, Lied und Spruch, mit Sitte und Brauch im weitesten Sinn, mit Glauben und „Beiglauben“.

Bei der Arbeit wird sich ergeben, daß es nicht allein um die Volksmischung zwischen Einheimischen und Zugezogenen geht, sondern auch um die gesellschaftliche Umschichtung innerhalb der Alteingesessenen, um die „Volkskunde“ der verschiedenen Berufs- und Tätigkeitsgruppen und -gemeinschaften und um die des Kleinstädters und des Großstädters – so gut wie nichts von allem ist bisher in Württemberg wissen-

schaftlich angefaßt worden (nur mit dem Schäfer hat sich Th. Hornberger ausgiebig und erfolgreich beschäftigt; Veröffentlichung steht noch aus).

Mit Grund mag die Frage gestellt werden, ob es denn solches heute geben könne, wo doch weiter oben die Rede davon war, daß die alten Bindungen der Gemeinschaft, ohne die gesundes volkstümliches Leben nicht zu denken ist, weithin aufgelöst seien. Gerade darin aber liegt eine weitere Aufgabe, nämlich die, zu erkunden, ob und wie sich an Stelle der alten Bindungen, die wir vorzüglich nur im bauerlichen Lebenskreis zu sehen gewohnt sind, neue bilden. Wenn die Anzeichen nicht trügen, scheinen sie sich tatsächlich allenthalben langsam zu entwickeln, und zwar vermutlich bei allen Ständen und Schichten, auch wieder bei den Bauern (Landjugend!).

Wenn nun auch noch von neuen Möglichkeiten der Volkskundeforschung gesprochen werden darf, die sich im hergebrachten Aufgabenkreis aus einer Änderung des Blickpunkts ergeben, so wäre dabei vor allem auf die Gebiete der Sprach- und der Namenforschung hinzuweisen. Beide haben reiche Ergebnisse zu erwarten, wenn sie nicht bloß unter philologischem, sondern auch unter ausdrücklich und deutlich volkskundlichem Gesichtspunkt betrieben und wenn dabei neben den gegenwärtigen auch die vergangenen Stufen in die Beobachtung einbezogen werden.

Für die Bearbeitung der „Aufgaben der volkskundlichen Tätigkeit in Württemberg“, die hier umrissen wurden, liegen bereits vielversprechende Ansätze, zum Teil bestimmte Pläne vor. In einem Arbeitskreis von Volkskundlern aus Württemberg, der sich, getragen vom Schwäbischen Heimatbund, um die „Landesstelle für Volkskunde“ gebildet hat, bemüht man sich neben anderem (vgl. den in Fortsetzungen in dieser Zeitschrift erscheinenden „Wegweiser für die heimatliche Volkskunde“) ernstlich auch um die Klärung aller die volkskundliche Tätigkeit im Land heute betreffenden Fragen. Einzelne hervorragende Glieder des Kreises wirken in ihrer eigenen Umgebung im gleichen Sinn weiter. Alles bedeutet nur einen Anfang; aber es ist beglückend, zu wissen, daß Kräfte, die den neuen Fragestellungen gegenüber offen und zu selbständiger Leistung fähig sind, bereit stehen, um zu gegebener Zeit und Gelegenheit Ausbildung und Weiterbildung anderer Helfer zu übernehmen. Solche gibt es bereits, vor allem unter den Volksschullehrern; ihrer Fachbildung dienen vorläufig nur gelegentliche Volkskundelehrgänge auf der Pädagogischen Akademie Comburg. Daß auch die Universität Tübingen wieder wenigstens bescheidene

Schritte in der Pflege der Volkskunde tut und daß das dortige Ludwig Uhland-Institut eng mit der Landesstelle für Volkskunde zusammenarbeitet, ist hier wichtig zu erwähnen.

Nach all dem Gesagten, wobei das „Neue“ so sehr hervorgehoben wurde, möge nun aber nicht die Meinung aufkommen, daß die bisher gepflegte Volkskunde als überholt beiseite geschoben, als ob das Vergangene dem Gegenwärtigen zum Opfer gebracht werde. Das wäre ein Mißverständnis. Und es wäre auch falsch, wenn man glaubte, die Volkskunde, die sich vorwiegend mit dem Bäuierlichen befaßt, werde in ihrem Wert verkannt. Sobald der Volkskundler nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Pflege des volkstümlichen Lebens im Auge hat, wird er wohl zu unterscheiden wissen zwischen dem Gewicht der Erscheinungen des durch lange Überlieferung gehaltvollen und gefestigten ländlich-bäuierlichen Lebens alter Art und dem der Tatsachen des noch unfesten, mehr oberflächlichen städtisch-industriellen. Und er wird, auch wenn er den Blick nicht von den volkstümlichen Lebensformen der Industriemenschen und der Städter abwenden darf, dort seine Leitbilder sehen, wo die tieferen Kräfte wirken, wo man nicht nur um Bräuche, sondern um Sitte weiß.

Die neuen Aufgaben, welche die Gegenwart stellt, sollen nicht die alten verdrängen oder gar aufheben. Sie müssen selbst auch geschichtsbewußt angefaßt und zur Lösung geführt werden, wenn sie sinnvoll und berechtigt sein sollen. Historische Volkskundeforschung tut genau so not wie Gegenwartsbeobachtung. Auf beiden Straßen, die in gegenseitiger Reich- und Sehweite nebeneinander hergehen und zum gleichen Ziel führen müssen, soll die Volkskunde fahren. Erst aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Land und Stadt, aus Bauer und Arbeiter, aus hoch und nieder, aus einheimisch und zugewandert und aus allen entsprechenden Äußerungen und Formen des volkstümlichen Lebens in ihren vielseitigen Verschlingungen und Verknotungen kann sich das *Bild* des *Volkes* ergeben. Dieses in seinem Wesen zu erkennen, ist seit Wilhelm Heinrich Riehl das Ziel der Volkskunde. Damit ist unsere Wissenschaft gerade für die Gegenwart aber von so hoher Bedeutung, daß es einem kaum mehr einleuchten will, wenn sie für den Unterricht weder in der Schule noch in der Lehrerbildung noch auf der Universität – zum dritten Mal: nicht nur in Württemberg! – in ihrem Bildungswert und ihrer Bildungskraft richtig und voll erkannt und anerkannt ist und darin nicht die ihr zukommende Rolle spielen darf in einer Zeit, in der man

überall die „Gemeinschaftskunde“ auf den Schild erhoben hat. Welcher Grundstein wäre für deren idealen Bau sicherer und tragfähiger als die Volkskunde? Denn „die Kenntnis des Volkes sollte aller Staatsweisheit Anfang sein“ (W. H. Riehl).

¹ Die Wiedergabe und Zusammenfassung der auf dem Kongreß gehaltenen Vorträge und Referate liegt als

Manuskriptdruck vor unter dem Titel „Bericht über den Allgemeinen volkskundlichen Kongreß (7. Deutscher Volkskundetag) des Verbands deutscher Vereine für Volkskunde in Jugenheim an der Bergstraße – 28. bis 31. März 1951“. In dem Bericht sind die grundlegenden Ausführungen von Walter Wiora, „Die Stellung der Volkskunde im Kreise der Geisteswissenschaften“ ungekürzt abgedruckt. Bezug über den Verband deutscher Vereine für Volkskunde, Stuttgart N, Hegelplatz 1; Unkostenbeitrag DM 3.40 (einschl. Versandkosten).

Naturschutz und Landschaftspflege in Württemberg

Von Hans Schwenkel

Geschichtliche Vorbemerkungen

Der Naturschutzgedanke ist uralt und wohl bei allen Völkern zu finden, wenn auch nach Sinn und Motiven verschieden und von unserer heutigen Auffassung abweichend. In den Bäumen wurde die Gottheit verehrt. Bestimmte Tiere waren heilig und durften daher nicht getötet werden. Sehr früh wird eine Art Naturschutz in alten Holzordnungen auch mit forstlichen und jagdlichen Interessen begründet. Beweggründe nichtwirtschaftlicher Natur treten zurück. Doch wird der Vogelschutz schon 1335 oder zu Luthers Zeiten mit dem Vogelgesang begründet, wobei die Nachtigall stark bevorzugt erscheint. Auch das maßlose Verwenden von Blumen und Waldgrün bei Hochzeiten und anderen Festen wird schon im 17. Jahrhundert behördlich bekämpft. Daß die Bäume und Dammhecken vor dem Wetter schützen, ist schon sehr früh erkannt worden. Es wird aber auch gesagt, daß sie dem Gut „zur Zierde gereichen“. Grenzbäume stehen unter öffentlichem Schutz. Alexander von Humboldt gebraucht 1814 das Wort „Naturdenkmal“ schon etwa in unserem heutigen Sinn als einer Urkunde der schaffenden Natur, die aus Ehrfurcht Erhaltung verdient. Der Schutz der Vogelwelt und der Fledermäuse aus Gründen der Nützlichkeit vor allem im Wald wird um 1800 von der Herrschaft Schmalkalden angeordnet. Und 1801 erklärt J. M. Bechstein: „Ausrottung einer Tierart steht uns Menschen nicht zu.“ Hier tritt also der Gedanke der Achtung und Ehrfurcht vor den Geschöpfen deutlich hervor. Daß aber meist der Gedanke der Nützlichkeit für den Schutz maßgebend war, unterliegt keinem Zweifel. Erst nach und nach wird erkannt und ausgesprochen, daß im Naturganzen jedes Tier seinen Platz einnimmt, auch zum Beispiel die „Raubvögel“ und „Fischfeinde“, und daß es kein Tier gibt, das nur schädlich oder nur nützlich ist. Wie denn überhaupt die Bewertung der Tiere vom Standpunkt der Nützlichkeit für den Menschen mehr und mehr abgelehnt wird (1873 „Gefiederte Welt“), unbeschadet der Lebensansprüche des Menschen. 1875 wird der „Deutsche Verein zum Schutze der Vogelwelt“ begründet (E. v. Schlechtendal), der für

die Erhaltung der Vogelwelt und für die Schaffung oder Erhaltung der Brutstätten eintritt. Es war aber damals noch ein Wagnis, auf die Schönheit der Raubvögel – sonst kurz Raubzeug genannt – hinzuweisen. Die Tierchutzvereine lehnten 1884 den Schutz der Raubvögel ab. Nur die Singvögel waren dessen würdig. – Der Schutz des Bibers wurde 1836 und 1856 für die Provinz Sachsen ausgesprochen.

Der Gedanke, „Naturöasen“ oder „Freistätten der Natur“ zu schaffen, ist ebenfalls schon sehr alt. Die Schriften von Adalbert Stifter, besonders sein „Nachsommer“, lassen überall den Naturschutzgedanken erkennen. Schon im letzten Jahrhundert entstanden in Deutschland Naturschutzgebiete (Drachenfels bei Bonn 1829, Urwald am Kubany 1858, Teufelsmauer bei Thale 1852). Die Reiherhalde Morstein der Herren von Crailsheim steht seit dem Mittelalter unter Schutz; ihre Reiher dienten einstens der Falkenjagd. Daß besonders schöne und alte Bäume von jeher durch Forstleute erhalten wurden, steht fest. Selbst für die Erhaltung des Laubwaldes erheben sich schon 1839 und 1845 gewichtige Stimmen (W. Pfeil). Den größten Weitblick bewies aber zweifellos W. H. Riehl (1853 „Land und Leute“). Er sprach vom „Recht der Wildnis“ neben dem kultivierten Feldland (wir sagen heute neben der „Kulturlandschaft“), und zwar sprach er als Sozialpolitiker.

Man sieht, daß die Motive der Nützlichkeit und die der Ehrfurcht, der Schönheit und der Wissenschaft bald getrennt, bald miteinander auftreten, um den Schutz der Tiere und Pflanzen, der Naturdenkmale und der „Wildnis“, ja der Landschaft zu begründen, während von Forderungen an die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen vor 1850 kaum die Rede ist. Nur Klagen über das Dahinschwinden von natürlichen Wäldern und Mooren, von Heiden und Dünen werden laut. Selbst bei Ernst Rudorff, dem Begründer des heutigen Heimatschutzes (1897), der sich schon 1880 sehr gründlich auch mit dem Verhältnis des Menschen zur Natur auseinandersetzte, ist nur vom „Schutz des Landschaftsbildes einschließlich der Ruinen“ die Rede. Und noch 1914 tritt in der Satzung